

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Wolf, Christa
Stadt der Engel

Roman

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42050-8

SV

Christa Wolf
Stadt der Engel

oder

The Overcoat of
Dr. Freud

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2010

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 3-518-42050-8

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Stadt der Engel

oder

The Overcoat of

Dr. Freud

Alle Figuren in diesem Buch, mit Ausnahme der namentlich angeführten historischen Persönlichkeiten, sind Erfindungen der Erzählerin. Keine ist identisch mit einer lebenden oder toten Person. Ebenso wenig decken sich beschriebene Episoden mit tatsächlichen Vorgängen.

So müssen wahrhafte Erinnerungen
viel weniger berichtend verfahren
als genau den Ort bezeichnen,
an dem der Forscher ihrer habhaft wurde.

Walter Benjamin: *Ausgraben und Erinnern*

Die wirkliche Konsistenz von gelebtem Leben
kann kein Schriftsteller wiedergeben.

E. L. Doctorow

AUS ALLEN HIMMELN STÜRZEN

das war der Satz, der mir einfiel, als ich in L. A. landete und die Passagiere des Jet dem Piloten mit Beifall dankten, der die Maschine über den Ozean geflogen, von See her die Neue Welt angesteuert, lange über den Lichtern der Riesenstadt gekreist hatte und nun sanft aufgesetzt war. Ich weiß noch, daß ich mir vornahm, diesen Satz später zu benutzen, wenn ich über die Landung und über den Aufenthalt an der fremden Küste, der vor mir lag, schreiben würde: Jetzt. Daß so viele Jahre über beharrlichen Versuchen vergehen würden, mich auf rechte Weise den Sätzen zu nähern, die diesem ersten Satz folgen müßten, konnte ich nicht ahnen. Ich nahm mir vor, mir alles einzuprägen, jede Einzelheit, für später. Wie mein blauer Paß ein gewisses Aufsehen erregte bei dem rotblonden drahtigen officer, der die Papiere der Einreisenden genau und streng kontrollierte, er blätterte lange darin, studierte jedes einzelne Visum, nahm sich dann das mehrfach beglaubigte Einladungsschreiben des CENTER vor, unter dessen Obhut ich die nächsten Monate verbringen würde, schließlich richtete er den Blick seiner eisblauen Augen auf mich: Germany? – Yes. East Germany. – Weitergehende Auskünfte zu geben wäre mir schwergefallen, auch sprachlich, aber der Beamte holte sich Rat am Telefon. Diese Szene kam mir vertraut vor,

das Gefühl der Spannung kannte ich gut, auch das der Erleichterung, als er, da die Antwort auf seine Frage wohl befriedigend gewesen war, endlich das Visum stempelte und mir meinen Paß mit seiner von Sommersprossen übersäten Hand über die Theke zurückreichte: Are you sure this country does exist? – Yes, I am, antwortete ich knapp, das weiß ich noch, obwohl die korrekte Antwort »no« gewesen wäre und ich, während ich lange auf das Gepäck wartete, mich fragen mußte, ob es sich wirklich gelohnt hatte, mit dem noch gültigen Paß eines nicht mehr existierenden Staates in die USA zu reisen, nur um einen jungen rothaarigen Einreisebeamten zu irritieren. Das war eine der Trotzreaktionen, derer ich damals noch fähig war und die, das fällt mir jetzt auf, im Alter seltener werden. Da steht das Wort schon auf dem Papier, angemessen beiläufig, das Wort, dessen Schatten mich damals, vor mehr als anderthalb Jahrzehnten, erst streifte, der sich inzwischen so stark verdichtet hat, daß ich fürchten muß, er könnte undurchdringlich werden, ehe ich meiner Berufspflicht nachkommen kann. Ehe ich also beschrieben habe, wie ich mein Gepäck vom Transportband herunterhievte, es auf einen der übergroßen Gepäckwagen lud und inmitten der verwirrenden Menschenmenge dem EXIT zustrebte. Wie, kaum hatte ich die Ausgangshalle betreten, geschah, was ich nach allen inständigen Warnungen Einreisekundiger nicht hätte geschehen lassen dürfen, ein riesenhafter schwarzer Mann kam auf mich zu: Want a car, Madam?, und ich, unerfahrenes Reflexwesen, das ich war, nickte, anstatt entschieden abzuwehren, wie man es mir anbefohlen hatte. Schon hatte der Mann sich den Karren geschnappt und war damit losgezogen, auf Nimmerwiedersehen, meldete mein Alarmsystem. Ich folgte ihm, so schnell ich konnte, und da stand er tatsächlich draußen am Rand der Zufahrtsstraße, auf der, Stoßstange an Stoßstange, mit abgeblendeten Scheinwerfern, die Taxis heranrollten. Er kassierte den Dollar, der ihm zustand, und übergab mich einem Kollegen, ebenfalls schwarz, der sich einen Job als Taxiherbeiwinker geschaffen hatte. Der waltete seines Amtes, stoppte das

nächste Taxi, half mein Gepäck verstauen, empfing ebenfalls einen Dollar und überließ mich dem kleinen hageren wendigen Fahrer, einem Puertoricaner, dessen Englisch ich nicht verstand, der aber gutwillig meinem Englisch lauschte und, nachdem er den Briefkopf mit meiner zukünftigen Adresse studiert hatte, zu wissen schien, wohin er mich zu bringen hatte. Erst jetzt, als das Taxi anfuhr, daran erinnere ich mich, spürte ich die milde nächtliche Luft, den Anhauch des Südens, den ich von einer ganz anderen Küste her wiedererkannte, wo er mich wie ein dichtes warmes Tuch zum ersten Mal getroffen hatte, in Warna auf dem Flughafen. Das Schwarze Meer, seine samtene Dunkelheit, der schwere süße Duft seiner Gärten.

Noch heute kann ich mich in dieses Taxi versetzen, an dem links und rechts Lichterketten vorbeijagten, manchmal zu Schriftzügen geronnen, weltbekannte Markennamen, Werbetafeln in grellen Farben für Supermärkte, für Bars und Restaurants, die den Nachthimmel überstrahlten. Ein Wort wie »geordnet« war hier wohl fehl am Platze, auf dieser Küstenstraße, womöglich auf diesem Kontinent. Sehr leise, schnell wieder unterdrückt, kam die Frage auf, was mich eigentlich hierhergetrieben hatte, gerade so laut, daß ich sie wiedererkannte, als sie sich das nächste Mal, dann schon dringlicher, meldete. Immerhin, als sei das Grund genug, glitten die schuppigen Stämme von Palmen vorbei. Geruch von Benzin, von Abgasen. Eine lange Fahrt.

Santa Monica, Madam? – Yes. – Second Street, Madam? – Right. – Ms. Victoria? – Yes. – Here we are.

Zum ersten Mal das Blechschild, am Eisenzaun befestigt, angestrahlt: HOTEL MS. VICTORIA OLD WORLD CHARM. Alles still. Alle Fenster dunkel. Es war kurz vor Mitternacht. Der Fahrer half mir mit dem Gepäck. Ein Vorgarten, ein Steinplattenweg, der Duft unbekannter Blüten, die sich nachts zu verströmen schienen, der schwache Schein einer leise schaukelnden Lampe über der Eingangstür, ein Klingelbrett, hinter dem ein Papier mit meinem Namen steckte. Welcome, las ich. Die Tür sei

offen, ich solle eintreten, in der Halle auf dem Tisch liege der Schlüssel zu meinem Apartment, second floor, room number seventeen, the manager of MS. VICTORIA wishes you a wonderful night.

Träumte ich? Aber anders als in einem Traum verirrte ich mich nicht, fand den Schlüssel, benutzte den richtigen Treppenaufgang, der Schlüssel paßte in das richtige Schloß, der Lichtschalter war da, wo er zu sein hatte, ein Wimpernschlag, und ich sehe alles vor mir: Zwei Stehlampen beleuchteten einen großen Raum mit einer Sesselgruppe und einem langen Eßtisch an der gegenüberliegenden Wand, der von Stühlen umstellt war. Ich bezahlte den Taxifahrer anscheinend zu seiner Zufriedenheit mit dem ungewohnten Geld, das ich zum Glück vor dem Abflug in Berlin eingetauscht hatte, bedankte mich bei ihm in angemessener Weise und bekam, wie es sich gehörte, zur Antwort: You are welcome, Madam.

Ich inspizierte mein Apartment: Außer diesem großen Wohnraum eine angrenzende Küche, zwei Schlafzimmer, zwei Bäder. Welche Verschwendung. Eine vierköpfige Familie könnte hier bequem wohnen, dachte ich an jenem ersten Abend, später gewöhnte ich mich an den Luxus. Ein Willkommensgruß von einer Alice lag auf dem Tisch, dies mußte die Mitarbeiterin des CENTER sein, die die Einladungsbriefe unterschrieben hatte, und sie war es wohl auch, die mir fürsorglich Brot, Butter, ein paar Getränke in die Küche gestellt hatte. Ich kostete von allem etwas, es schmeckte merkwürdig.

Ich machte mir klar, daß dort, wo ich herkam, schon Morgen war, daß ich telefonieren konnte, ohne jemanden im Schlaf zu stören. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, bei denen mehrere overseas operators sich um mich bemüht hatten, gelang es mir, das Telefon in dem winzigen Kabinett neben der Eingangstür mit den richtigen Nummern zu bedienen, hörte ich hinter dem Rauschen des Ozeans die vertraute Stimme. Das war das erste der hundert Telefongespräche nach Berlin in den nächsten neun Monaten, ich sagte, ich sei nun also auf der an-

deren Seite der Erdkugel gelandet. Ich sagte nicht, was ich mich fragte, wozu das gut sein sollte. Ich sagte noch, daß ich sehr müde sei, und das war ich ja wirklich, eine fremde Müdigkeit. Ich suchte Nachtzeug aus einem der Koffer, wusch mir Gesicht und Hände, legte mich in das zu breite zu weiche Bett und schlief lange nicht. Früh erwachte ich aus einem Morgentraum und hörte eine Stimme sprechen: Die Zeit tut, was sie kann. Sie vergeht.

Dies waren die ersten Sätze, die ich in das große linierte Heft schrieb, das ich vorsorglich mitgebracht hatte und auf die Schmalseite des langen Eßtisches legte und das sich sehr schnell mit meinen Notizen füllte, auf die ich mich jetzt stützen kann. Inzwischen verging die Zeit, wie es mir mein Traum lakonisch mitgeteilt hatte, es war und ist einer der rätselhaftesten Vorgänge, die ich kenne und die ich, je älter ich werde, um so weniger verstehe. Daß der Gedankenstrahl die Zeitschichten rückblickend und vorausblickend durchdringen kann, erscheint mir als ein Wunder, und das Erzählen hat an diesem Wunder teil, weil wir anders, ohne die wohltätige Gabe des Erzählens, nicht überlebt hätten und nicht überleben könnten.

Zum Beispiel kann man sich solche Gedanken flüchtig durch den Kopf gehen lassen und zugleich in dem Konvolut blättern, das ich am Morgen auf dem Tisch meines Apartments vorfand, eine »First day survival information« des CENTER für alle Neuangekommenen. Die nächsten Lebensmittelmärkte, Coffeeshops und Apotheken sind aufgeführt. Der Weg zum CENTER ist beschrieben, auch die Regeln, nach denen es arbeitet, sind benannt, und natürlich wird sein Tag und Nacht besetzter Telefonanschluß bekanntgegeben. Restaurants und Bistros werden empfohlen, aber auch Buchhandlungen, Bibliotheken, Touristik-Routen, Museen, Vergnügungsparks und Stadtführer, und nicht zuletzt werden dem ahnungslosen Neuling die Verhaltensregeln für den Fall eines Erdbebens eingeschärft. Dies alles nahm ich gewissenhaft zur Kenntnis, studierte auch die Liste der Mitstipendiaten aus den verschiedenen Ländern, die

im nächsten halben Jahr meine Kollegen sein würden, die sich zu Mitgliedern einer freundschaftlichen Kommune entwickeln sollten und inzwischen wieder in alle Winde, das heißt in ihre Heimatländer, zerstreut sind.

Ein schweres Erdbeben hat sich erst nach meinem Aufenthalt in der Stadt ereignet, für die der Andreasgraben, der unter ihr verläuft und große Erdschollen gegeneinander verschiebt, eine ständige Bedrohung bleibt. Hätte man mir ein Bild der Welt von heute gezeigt, ich hätte diesem Bild nicht geglaubt, obwohl meine Zukunftsvisionen düster genug waren. Der Rest von Arglosigkeit, mit dem ich damals noch ausgestattet gewesen sein muß, ist mir vergangen. Ein Vorsatz, der schwer zu befolgen ist, der uneingelöst bleibt und sich daher dauerhaft hält, ist mir geblieben: Der Spur der Schmerzen nachgehen.

Darüber habe ich später oft mit Peter Gutman geredet, den aber kannte ich an jenem ersten Morgen noch nicht, er würde einer der letzten von meinen Kollegen sein, den ich kennenlernen würde, darüber haben wir dann gelacht. Überhaupt wurde viel gelacht in der Lounge des CENTER, wenn wir bei Tee und Keksen zusammensaßen, die Jasmine, die jüngere der beiden Sekretärinnen im office, pünktlich vormittags um elf und nachmittags um vier für uns bereithielt, ebenso wie die Zeitungen aller Länder, aus denen wir kamen, amerikanische natürlich, aber auch italienische, französische, deutsche, Schweizer, österreichische, sogar russische, obwohl kein Russe unter uns war, alle auf Holzleisten aufgezogen wie in einem Wiener Kaffeehaus, alle um ein, zwei Tage veraltet, was uns eine wohlthuende Distanz gestattete zu den meist unerfreulichen Nachrichten, die wir ihnen entnahmen und die wir uns manchmal kopfschüttelnd gegenseitig vorlasen, als müßten wir in einen Wettbewerb eintreten um die betrüblichsten Zustände, die in dem jeweiligen Heimatland herrschten.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, ich zog neugierigere Blicke auf mich als jeder andere aus unserem Kreis. Nicht nur, daß ich die Älteste war, daran mußte ich mich ge-

wöhnen, es war mein Herkunftsort, der mir eine Sonderstellung sicherte. Keiner war so taktlos, mich direkt darauf anzusprechen, aber sie hätten schon ganz gerne gewußt, wie eine sich fühlte, die geradewegs aus einem untergegangenen Staat kam.

Das Morgenlicht fiel jeden Tag durch das Gitterfenster in meinen Schlafraum, gefiltert von einigem Rankenwerk, das sich an der Mauer des MS. VICTORIA hochgearbeitet und mein Fenster teilweise erklettert hatte. Meine Morgenträume trieben mir Wörter zu, die ich später notierte: »Heillos«, lese ich herausfallend aus einem Zusammenhang, der verlorenging. Zuerst im Bett, dann auf dem Bettrand absolvierte ich jene wenigen Übungen, die ich mir verordnet hatte, weil ich, allein in diesem entfernten fremden Land, nicht krank oder bewegungsunfähig werden durfte, stieg dann im kleineren Bad, für das ich mich entschieden hatte, unter die Dusche, deren Kopf, anders als in Europa, fest an die Wand montiert war, so daß es besonderer Techniken bedurfte, um alle Körperteile zu benetzen. Das Frühstück, das ich mir von der mir unverständlichen Musik und den mir unverständlichen Nachrichten aus dem Stadtsender von Los Angeles begleiten ließ, setzte ich, mit schon gewohnten Handgriffen, aus zum Teil ungewohnten Bestandteilen zusammen, Muffins, ja warum denn nicht, eine eigenartige Müsli-Mischung und der Orangensaft, der mir nach einigen Fehlkäufen am vertrautesten erschien, nur mit dem Kaffee mußte ich noch experimentieren, ich mußte jemanden finden, der den Kaffeegeschmack der Germans kannte und mir unter den Dutzenden Büchsen bei PAVILIONS diejenige Marke empfehlen würde, die diesem Geschmack am nächsten kam. (In der DDR wäre es einmal beinahe zu einem Aufstand gekommen, als die Regierung, um die kostbaren »echten« Bohnen zu strecken, der Bevölkerung einen ungenießbaren Kaffee-Mix zumutete, den sie aber, als in den Betrieben die Proteste dagegen bis zu Streikdrohungen gingen, schnellstens wieder aus dem Verkehr zog.)

Bill, der vor mir in meinem Apartment gewohnt hatte und bei einem Freund untergekommen war, hinterließ mir diverse exotische Gewürzmischungen und eine ansehnliche Batterie von Flaschen – Olivenöl, Balsamico-Essig, guten Whiskey und kalifornische Weine. An seinem letzten Tag in der Stadt war er mit mir zum Italiener in der Second Street essen gegangen und hatte mich liebevoll und ironisch in die Gebräuche des alten MS. VICTORIA und in die des jungen CENTER eingeführt. Das Verflixte ist, hatte er gesagt, du kannst über die Geschichte von good old Europe nirgendwo besser arbeiten als hier in der Neuen Welt. Besessen sammeln sie alles, was den alten Kontinent betrifft, so als wollten sie, wenn Europa durch Atombomben oder durch andere Katastrophen unterginge, jedenfalls eine Kopie davon hier bereithalten. Bill arbeitete über die Geschichte des Katholizismus in Spanien und Frankreich und rechnete mir die Tausende von Menschenopfern vor, welche die verschiedenen Christianisierungsschübe in diesen Ländern gefordert hatten. Bei jeder Kolonisierung, sagte er, sei es das erste, die Religion, den Glauben der Unterworfenen auszurotten, um ihnen ihre Identität zu nehmen. Außerdem, das höre sich vielleicht unglaublich an, hätten die Eroberer aus einem tiefsitzenden Minderwertigkeitskomplex heraus das dringende Bedürfnis, nicht nur ihre Waffen, nicht nur ihre Waren, auch ihre Glaubens- und Gedankenwelt als die überlegene zu behaupten. Das weiß ich doch, hatte ich gesagt, und Bill, der Engländer, hatte mich prüfend angesehen: Ihr erfahrt das gerade, wie? Er hatte nicht auf einer Antwort bestanden. Manchmal, wenn ich abends ein Glas Wein aus seinem Vorrat trank, stieß ich in Gedanken mit ihm an.

Viele Male machte ich mich also morgens auf den Weg, durch den blühenden Vorgarten des MS. VICTORIA, der mit fremden Gewächsen ausgestattet war und in dessen Mitte in einem Rondell ein Pomeranzenbäumchen stand, dessen Früchte ich reifen sah. Die Autos hier schlichen sich in ihrer außerordentlichen Breite vorsichtig an die Kreuzungen heran, sie hielten höflich

an, selbst wenn kein grünes Ampelmännchen den Fußgängern WALK erlaubte, sie wiegten sich sanft in ihren Federungen, freundliche, gut gekleidete und sorgfältig frisierte Fahrerinnen oder smarte Fahrer in dunklen Anzügen mit Schlips und Kragen ließen mit lässigen Handbewegungen der Fußgängerin den Vortritt, ohne Hast überquerte ich die California Avenue, nahm ich die im November, Dezember grellrot blühenden Bäume am Straßenrand überhaupt noch wahr? Herbstlaub, graue Nebeltage blieben mir in diesem Jahr erspart, aber auch versagt. Vermißte ich sie schon?

Jederzeit kann ich das CENTER vor meinem inneren Auge aufsteigen lassen, damals ein vielstöckiges sachliches Bürogebäude, das inzwischen längst durch einen spektakulären postmodernen Gebäudekomplex hoch über der Stadt ersetzt ist. Eine breite Außentreppe also, die zu einer Reihe von Säulen hin aufsteigt, durch die ich mich jeden Tag auf die riesigen spiegelnden gläsernen Flügeltüren zugehen sah. Von sechs möglichen Türen zog ich immer die gleiche auf, betrat die mächtige Vorhalle, wo tagein tagaus an immer dem gleichen Platz immer der gleiche Mann postiert war, Pförtner oder Wächter, der bevorzugte Besucher mit ausgestrecktem rechten Arm und vertraulichem Fingerschnippen begrüßte, und der seinen wachsamen Blick auch über das weitläufige Schaltergelände der First Federal Bank schweifen ließ, in welches die Halle rechterhand überging. Die Bank übrigens, der ich schon mehrmals meinen vierzehntägig eintreffenden Scheck anvertraut hatte und die mich zwar mündlich und schriftlich ihrer Dankbarkeit für diesen Vertrauensbeweis versichert, ihrerseits aber wenig Vertrauen in meine finanzielle Seriosität bekundet hatte; denn immer noch vermißte ich jene ATM-Card, die mich in den Stand setzen würde, bares Geld, cash, am Geldautomaten zu ziehen, worüber die Damen hinter den Schaltertischen sich ein ums andere Mal sehr betrübt gezeigt und mit Zusicherungen nicht gezeigt hatten, während in mir der Eindruck sich verfestigte, daß sie oder ihre unsichtbaren übergeordneten Vorgesetzten

die Herausgabe dieses wichtigen Dokuments absichtlich hinauszögerten, weil sie sich erst davon überzeugen wollten, daß sich der Kontostand dieser Kundin zwar geringfügig, doch stetig erhöhte und kaum Gefahr lief, einen plötzlichen Kollaps zu erleiden. Immer noch überkam mich manchmal ein Gelächter, wenn ich bedachte, wie unterschiedlich die Gründe für Mißtrauen gegen mich in den verschiedenen Gesellschaftsformationen waren, in denen ich gelebt hatte und lebte.

Jedenfalls ersparte ich es mir, zu den Bankschaltern abzubiegen, ging stracks auf die Fahrstühle zu und registrierte nicht ohne Genugtuung, daß der Pförtner – Wächter? – mich zum ersten Mal mit jener Geste begrüßte, die unter den zahllosen Besuchern dieses Hauses denjenigen vorbehalten war, die er in den inneren Zirkel der Zugehörigen aufgenommen hatte. *How are you today, Madam? – O great!* – Es gibt Steigerungsstufen für jedes Wohlbefinden.

Von den vier Fahrstühlen nahm ich wie immer den zweiten von links und betrachtete dann bewundernd die junge Dame aus dem staff, die mir gegenüberstand und, superschlank in ihrem knapp sitzenden Kostümchen, einen aus Goldpapier geformten Schwan, ein Geschenk, auf ihrer flachen Hand, nach oben schwebte in die höheren Sphären, in den zehnten Stock, in den ich mich nie verirrte. *How are you today? – Fine,* hörte ich mich sagen, Anzeichen dafür, daß neue Reflexe sich bildeten, denn vor ganz kurzer Zeit, gestern noch, hätte ich in meinem Gehirn gegraben nach einer zutreffenden schnellen Antwort, die *pretty bad* hätte lauten können – warum eigentlich? Darüber mußte ich später nachdenken –, aber nun hatte ich begriffen, daß von mir nichts erwartet wurde, als ein Ritual zu bedienen, das mir auf einmal nicht mehr verlogen und oberflächlich, sondern beinahe human vorkommen wollte. Elevatorsyndrom.

Wie immer stieg ich im vierten Stock aus, wo der schwarze Security-Mann mich schon mit meinem Namen anzureden wußte und mir einen Umschlag überreichte, der für mich abge-

geben worden war; wo ich automatisch zum richtigen Haken im Schränkchen mit den Schlüsseln griff, Identity Card, mit meinem Foto versehen, am Jackettaufschlag zu befestigen, ein weiteres wichtiges Zeichen für Zugehörigkeit, und darauf kam es ja schließlich an.

Die zwei Treppen zum sechsten Stock ging ich manchmal zu Fuß, manchmal, wenn die Gelenke zu stark schmerzten, fuhr ich mit dem Fahrstuhl. Den Weg zwischen den Regalen, in denen die Fotos aller Kunstwerke aller Jahrhunderte und aller Kontinente archiviert sind, fanden meine Füße von allein, es passierte mir nicht mehr, daß ich einen falschen Schlüssel in eine falsche Tür steckte. Ich öffnete also die Tür zu meinem Büroraum und war schon so blasiert, daß ich nicht mehr jeden Morgen sofort an das große Fenster treten mußte, um hinter der Second Street, einer Häuserzeile und einer Palmenreihe mit einem Gefühl, das dem der Andacht nahekam, den Pazifischen Ozean hingebreitet zu sehen. Das Telefon. Es war Berlin, die Stadt war auf eine Stimme zusammenschmolzen, die ich täglich hören mußte. Die wollte mich an die Ostsee erinnern. Die Ostsee, nun ja. Sie ist mir lieb und wert, und sie wird es bleiben, und daß ich auf Dauer eine grandiose Landschaft nicht aushalte, die Alpen etwa, das ist ja bekannt. Aber das Gefühl, daß bis Japan nichts mehr kommt, einfach nur immer diese unendliche Wasserfläche! Waren meine Gefühle übertrieben?

Ich legte meine Tasche ab, in der ich jenes Bündel Papiere mit mir herumtrug, das mir zwei Jahre zuvor nach dem Tod meiner Freundin Emma zugefallen war und das mir, das ist nicht zuviel gesagt, auf der Seele brannte: Briefe einer gewissen L., von der ich nichts wußte, als daß sie in den USA gelebt hatte und mit meiner Freundin Emma, deren Altersgenossin sie war, eng befreundet gewesen sein mußte. Auch dieser Briefe wegen war ich hierhergekommen und wiegte mich in der Illusion, hier müßte es möglich sein, herauszufinden, wer diese »L.« eigentlich war.

Ich ging zum Zentrum des office, winkte im Vorübergehen

in offene Türen, wo meine Kollegen auf Zeit in ihren Zellen an ihren Computern saßen, wenn sie nicht irgendwo in dem weitläufigen Gebäude in der Bibliothek oder in Archiven eine Spur verfolgten oder sich in der Stadt mit anderen Wissenschaftlern trafen. Manchmal beneidete ich sie um ihr fest umrissenes Arbeitsprofil, auf Anhieb konnten sie ihr Fach benennen, Architekturgeschichte oder Philosophie oder Literatur- und Kunstwissenschaft, Filmgeschichte, sogar Literatur des Mittelalters kam vor, und sie alle konnten auch ohne weiteres das Thema der Arbeit hersagen, die sie hier zu befördern dachten. Während ich durch eine Frage nach meinem Arbeitsvorhaben in Verlegenheit geriet, oder sollte ich zugeben, daß ich nichts in der Hand hatte als ein Bündel alter Briefe von einer Toten und daß ich einfach neugierig war auf deren Urheberin, die vor Jahren, als sie diese Briefe an meine ebenfalls verstorbene Freundin Emma schrieb, in dieser Stadt gelebt haben mußte? Und daß mir die Einladung hierher eben auch deshalb zupaß gekommen war und ich nun das Privileg in Anspruch nahm, daß man von einer Autorin belletristischer Bücher nicht allzu genaue Auskunft über ihr Projekt verlangen durfte. Mir aber kam es sehr wahrscheinlich vor, daß ich mit meinem Vorhaben glück- und erfolglos bleiben würde, und auch jetzt noch erscheinen mir die Zufälle unglaublich, die mich am Ende, jedenfalls bei diesem Projekt, zu Glück und Erfolg geführt haben. Wenn ich diese unpassenden Wörter ausnahmsweise einmal benutzen will.

Am wenigsten peinlich waren mir übrigens meine Ausweichmanöver, die ich vielleicht nur selbst so empfand, gegenüber den beiden Sekretärinnen der Abteilung, Kätchen und Jasmine: die eine mittleren Alters, eher unscheinbar vom Äußeren, doch kundig und erfahren in allen Angelegenheiten, die das CENTER betrafen, absolut zuverlässig und diskret und versiert in jenen technischen Fertigkeiten, bei denen gerade ich am Anfang häufig Hilfe brauchte, und, was wir alle zu schätzen wußten, teilnahmsvoll bei Nöten und Bedrängnissen, die etwa ein Mitglied unserer community betrafen. Die andere, Jasmine, blond